Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 44

Artikel: Die Geissweidbäuerin und ihre Tochter

Autor: Schwendener-Egli, Martha

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649499

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der eine heftig abwehrende Gebärde gegen ihn hin macht. Das war genug! Der Hund stürzt sich kurzerhand in den Kasten, worauf Koby mitsamt diesem in die Höhe schnellt, das Gleichgewicht versiert und hintüber in den Zuschauerraum hinunterfällt

Licht, Licht! — möggt jett die Menge, flatscht wie wütend Beifall, in der Meinung, das alles hätte zum Stück gehört. Man hörte sagen: So etwas Großartiges habe man doch noch nie gesehen und erlebt. Wo auch der Autor sei? — der müsse auf die Rihne.

Unders der Souffleur. — Dieser fluchte in allen Zeichen und drohte den Verfasser und den Vorstand vor den Richter zu

nehmen. Beide solle mitsamt dem Hund der Teufel holen. Und verließ wie ein abziehendes Gewitter den Saal.

Der Schulmeister und Habegger sahen einander vielsagend an. Habegger meinte, diese "Novität" habe wirklich eingeschlagen, aber anders, als man gehofft hatte. Vielleicht aber seien die Blasmersultiger jetzt ein für alle male geheilt. Der Schulmeister dagegen sagte: "Ich fürchte sehr, daß ihnen der Hund tieser sitzt, als du meinst."

Der Berfasser war nicht auf die Bühne zu bringen. Er heschloß still bei sich, im Falle einer zweiten Auflage des Stückes, an der betreffenden Stelle in Klammern die Bemerkung anzubringen: "Der Hund kann auch weggelassen werden."

Die Geißweidbäuerin und ihre Tochter

von Martha Schwendener-Egli

Die Geißweidbäuerin — im Dorf nur die Dorathee genannt — gräbt auf dem Losacker die Kartoffeln. Die Ernte ergibt gut. Bei jedem Hackenschlag kollern die rundlichen Knollen hervor, und schnell füllt sich jeweils der Korb. Der herbe Bodengeruch steigt in die Luft. Die feuchte Erde klebt an den Fingern der Dorathee. Herbstimd streicht um das rotbackige Gesicht der Berglerin, spielt mit den braunen, krausen Haaren, die sich lustig unter ihrem Kopftuch hervorringeln.

Dorathee legt das Grabwertzeug zur Seite, greift nach einem Sac und leert den vollen Kord. Wieder gräbt sie — und wieder leert sie die Früchte des Bodens in den Sack. Als auch der Sack voll ist, da framt die Dorathee einen Bindsaden aus der Schürzentasche, verschnürt und mit einem Ruck hebt sie ihn auf. Doch sogleich läßt sie ihn wieder fallen. Ein Wehlaut — unterdrückt — fommt über ihre Lippen. Mit beiden Händen langt sie nach dem Kreuz. Sie horcht in sich hinein, stöhnt wieder, und geht dann langsam heimzu.

Gleich darauf hängt die Dorathee ein Bettuch vor das Kammerfenster. So hat sie es mit der Hebammengret abgemacht bei Tag ein Bettuch, des Nachts eine brennende Laterne — das sei das Zeichen.

Das erhitzte Gesicht der Hebammengret zeugt davon, daß sie sich beeilt hat, in die Geißweid hinaufzukommen. Aber als sie die steile Plattentreppe erklimmt und in den Hausflur tritt, tönt ihr schon ein Kinderschreien entgegen. "Eh, eh", macht die Gret und hastet nach der Kammer.

Lags darauf fam eine Berglerin und beforgte — um Gottslohn — den Geißweidhaushalt, wäscht und schaut zu Wutter und Kind. Im Dorf heißt es, daß die Dorathee ein Mädchen bekommen habe, und dem Säumer gibt man den Bericht für den Bater, den Hannes, mit, der oben in den Bergen am Holzen ist. — "Ein Mädchen, so —", macht der, als er's vernimmt. "Berichte, daß ich am Samstag hinunterkomme."

Die Geburt — ein Ereignis? Nein. Niemand macht da ein großes Wesen daraus, und knapp zwei Wochen später gräbt die Geißweidbäuerin die letzten Kartoffeln. Daheim schreit sicher das Kind. Sie hört es nicht, aber sie fühlt es. Doch sie kan jetzt nicht schon wieder nach Hause; es ist Zeit mit den Kartoffeln, sonst schneit es noch hinein.

• . •

Nicht ganz ein Jahr später. Die Dorathee mäht "auf den Blatten" das Heugras. Hie und da schaut sie nach dem Kind, das drüben auf einer Heublache im Schatten einer Esche liegt. Das Mädchen schläft — die Mutter ist dessen froh. So fann sie ruhig weiter schaffen.

Wie heiß der Tag ist! Sonnenglast liegt über den Hängen, Feuchtigkeit steigt aus dem Boden, dem frischgemähten Gras. Die Schwüse benimmt den Atem, treibt den Schweiß aus den Boren. Aber Droathee werkt stetig weiter. Man ist sich das am Berg gewohnt. Heiß brennt im Sommer die Sonne gegen die Halden, stürmisch kommt der Herbst, eisig der Winter, und brausend segt im Frühjahr der Föhn den Schnee wieder ab den Matten. Das ist so der Zeit Lauf. Immer kommt eins nach dem andern, so ziemlich zu seiner Zeit. Und so wie es jetzt ist, ist schon das richtige Heuwetter.

Dorathee hat die Art, wie sie alle einsamen Bergler haben: sie werft, ohne viel zu finnen. Was soll man auch immer durch den Kopf gehen lassen? Von der Arbeit — ja. Auch von den Sorgen. Aber immer mag man auch nicht daran denken. Da kommt man mit der Zeit dazu, das Denken einsach auszuschalten. Die Füße stapsen ja von selber die Hänge auf und ab. Die Hände kennen längst ihr Werk. So schafft die Dorathee.

Doch plötzlich schreckt sie auf, schaut sich um. Wie ein Wild, das Gesahr wittert, ist es. Ein klemmendes Gesühl hat sie in der Brust. Nichts hört sie, nichts sieht sie. Aber es ist etwas in der Nähe. Irgend etwas. — Das Kind! Dorathee steckt die Spitze des Sensenblattes in den Boden, eilt über die Platten hinunter, reißt das schlasende Kind in die Höhe.

Das kleine Mädchen wacht kaum auf. Die Dorathee aber bleibt wie versteinert stehen. Sie fühlt, wie sich ihre Haare sträuben, spürt die Haut sich fröstelnd zusammenziehen. Auf der Heublache liegt der gerollte Körper einer Schlange. Am warmen Leib des Kindes hat sie sich angeschmiegt. Nun hebt sie den Kopf, züngelt und kreucht in das nahe Gebüsch.

"Wie konnte ich das bloß ahnen?" staunt Dorathee. Sie hat es in sich gespürt, einsach gespürt, die Gesahr, die ihrem Kinde drohte.

Noch zittern ihre Hände, als sie die Blache an zwei Liste knüpft und das Kind in die Hängewiege legt. "Wie konnte ich das bloß ahnen?"

* *

Seither tickt zwanzig Jahre lang die Uhr in der getäferten Stube der Geißweid. Die lustigen, braunen Haarringel der Dorathee fangen weiß zu schimmern an. Im Gesicht sind Runenzeichen der Zeit. Das Leben einer Bergbäuerin ist ja meist gleichmäßig hart, eintönig. Aber es gibt doch unter jedem Dach

Sorgen genug, die fich ablösen. Und besonders, sobald Kinder da find — ja, wenn die Kinder größer werden, da kommt eine Mutter nicht aus den Sorgen hinaus. Und erst wenn die Kinder in der Fremde sind, wie bangt da die Mutter: "Was tut es wohl? Wie geht's ihm?"

Bas hat die Geißweidbäuerin ihre Tochter ermahnt, als fie in die Fremde zog, ja brav zu bleiben. Ob fie es alleweil zu herzen nimmt? Die Mutter weiß nicht — in den letzten Tagen hat sie gar keine Rube. Irgend etwas drückt sie, ängstigt sie. Und eines Tages setzt fie sich hin, nimmt Tinte und Feder aus der Tischschublade, und ihre Hände, steif und ungelenk vom ichweren Schaffen, fangen an Buchstaben, Wörter auf einen Briefbogen zu malen. Die Feder kratt, Tinte spritt auf das Pavier. Der Brief wird nicht lang, und Dorathee atmet auf, als das ungewohnte Werk beendigt ift.

Drei Tage später fommt die junge Dorathee nach Hause, hastig, aufgeregt. "Was ist denn?" frägt sie, wie sie in die Stube tritt.

Und die Mutter: "Ich weiß es selber nicht."

"Aber du hast ja doch geschrieben, es sei etwas passiert." Die Geißweidbäuerin seufzt: "Ja, es ist allweg etwas pasfiert. Doch nicht hier — aber bei dir."

Bie vor den Kopf geschlagen steht die junge, bubsche Dorathee da. Sie wird rot bis unter die braunen Locken. Die Augen der Mutter scheinen durch fie hindurchzudringen. Sie schlägt die ihren nieder.

"Du bleibst jest vorläufig zu Hause", befiehlt die Mutter.

Doch die Geismeidbäuerin merkt bald, daß fie diesmal zu ipät fam, um ihr Kind vor der Gefahr zu bewahren. Noch bevor die Tochter den Mut hat, ihr das Herz auszuschütten, schickt sie das Mädchen in die Stadt zurück, und die junge Dorathee muß froh sein, daß der Fabrikarbeiter fie heiraten will, heiraten fann

Die alte Dorathee und der Hannes fahren nicht zur Hochzeit, aber ein rechtes Brautfuder bekommt ihre Tochter. Beim Abschied sagt die Mutter: "Du kannst dann 'e Kuaf tua'.

Doch aus der Stadt ist noch kein Bericht gekommen — eines Tages leidet es die Geißweidbäuerin nicht mehr zu Hause. Sie fährt in die Stadt, was für sie noch ungewohnter ist, als das Briefeschreiben. Sie kommt nicht viel zu früh — zwei Tage spä= ter ift fie ichon Großmutter.

Einige Jahre noch werkt die Geißweidbäuerin. Das schwere Tagewert hat sie frühzeitig zu einem frummen, gebrechlichen Beib gemacht. Besonders in der letten Zeit ift fie hinfällig geworden, fahl im Geficht. Der Hannes merkt es freilich nicht. Welcher Mann merkt es, wenn die Frau zu kränkeln beginnt? Die Berglerinnen aber sagen auf dem Kirchgang zu ihr: "Du fiehst schlecht aus, Dorathee. Bift nicht "zweg'?" Aber die Dorathee streitet es ab. Sie gesteht es ja sich selber kaum ein, daß fie so müde, zum Umfallen müde ift. Sie verbeift die Schmerzen, die sie nun fast Tag und Nacht plagen. Aber es kommt der Tag, wo sie einfach nicht mehr aufstehen kann. Wie soll es nun gehen? Was wird nun werden?

Stöhnend liegt fie im Bett. Da hört fie Schritte. Es kann nicht der hannes sein. Der ist ja im Wald und tommt vor dem späten Abend nicht heim. Aber die Dorathee weiß wohl, wer es ist: "'s Doratheeli." Und wirklich, es ist ihre Tochter.

"Mutter, was ist auch?"

"Nicht viel ist mehr mit mir", ächzt die Kranke.

"Es war mir schon lange so, als sollte ich nach dir schauen", sagt die Tochter. "Was hast denn?"

"Da drinnen — da ", und die Beigweidbäuerin legt die Hände über den Leib.

"Warum haft denn nicht geschrieben? Ich wäre früher ge= fommen, wenn ich gewußt hätte ..."

"Ich wußte ja, daß du auch sonst kommst, daß du es ahnst." Der Dottor tann nicht mehr helfen. Die Beigweidbäuerin legt fich zum Sterben bin. Der Pfarrer kommt, die Berglerinnen tommen. Ein paar Tage noch flackert das Lebenslicht. Eines Abends ruft die Kranke ihrer Tochter.

"Jett geht es 3'End mit mir", macht sie gelassen. "Oh, geh nicht von mir fort", schluchzt die Tochter. "Nein, ich gehe nicht von dir fort. Schau, auch wenn ich

gestorben bin, bleibe ich doch bei dir. Jede Mutter bleibt mit ihren Kindern so verbunden. Im Leben ist das so und auch nach dem Tod; das hat meine Mutter felig immer gesagt, und ich hab' es mehr als einmal erfahren dürfen. Es ist etwas Eigenes. Ich weiß nicht, wie dem die Gstudierten sagen. Ich glaube, das hat mit dem Verstand auch gar nichts zu tun. Das hat man da drin. Man spürt's. Man muß nur darauf achten."

"Ja, Müetti, bleibe auch nachher bei mir."
"Ja, auch nachher."

Als der Hannes am Abend vom Wald heimkommt, brennt in der Rammer eine Rerze, und am Totenbett der Mutter kniet die Tochter und betet.

Dennoch

Spiel ist zerronnen, Felder find leer. Lieder und Bronnen Summen nicht mehr.

Glocken verhallen Weithin und spät, Talnebel mallen. Pfad ist verweht.

Einsame schreiten Still durch das Ried; Feste entgleiten Des Jubels müd.

Tief in die Moose Senkt sich der Tag. Uster und Rose Sterben im Sag.

Seele, nicht frage, Warum? Wozu? Freue und wage Dich dennoch, du;

über den Dingen Faß' wieder Mut -Herz, laß mich fingen, Denn alles wird gut!

Martin Gerber.